

Tatort Franken

No. 3

20 neue Kriminalgeschichten



8

7

6

5

4

3

2

1

ARS VIVENDI

Tatort Franken

No. 3

Inhalt

Ewald Arenz	
Tod im Zoo	7
Jan Beinßen	
Zeit zum Sterben	38
Veit Bronnenmeyer	
Massenmord in Banz	49
Brigitte Bühler	
Dr. Katzenbergers Ende	66
Natascha Engel	
Schlechte Karten	84
Sabine Fink	
Geschichte(n) von der Aisch	102
Peter Freudenberger	
Der Stellvertreter	122
Tommie Goerz	
Steinbruch	143
Anne Hassel	
Kaspers Mord	159
Thomas Kastura	
Mafia Bamberga	168
Christian Klier	
Kill, Kamerun, kill	188

Tessa Korber		
Ein trauriger Fall		204
Dirk Kruse		
Beichte eines Mörders		214
Stefanie Mohr		
Nachts		234
Josef Rauch		
Herrenrasse		252
Friederike Schmöe		
Ich wollt', ich wär' (k)lein Huhn		274
Blanka Stipetić		
Mein Freund Billy		282
Elmar Tannert		
Maschek vor Gericht		293
 1. Fränkischer Krimipreis: Gewinnerbeiträge		
Killen McNeill		
Pfarrers Kinder, Müllers Vieh		300
Claudia Blendinger		
Leise tröpfelt das Blut		316
Die Autoren		333

Ewald Arenz

Tod im Zoo

I.

Obwohl es meine Pflicht ist, ermittle ich nicht gerne in Franken. Das hat nichts damit zu tun, dass ich in meiner Jugend – nach einem erzwungenen Umzug aus eher nördlichen Gegenden nach Mittelfranken – auf dem Schulhof eines Fürther Gymnasiums ein prägendes Erlebnis hatte. An meinem ersten Schultag in dieser neunten Klasse sah ich mich nämlich von einigen Jungs umringt, die alle auf meine Krawatte starrten. Einer der Jungs trug Bomberjacke und Karottenjeans, die damals gerade in waren. Ein anderer hatte ein Iron-Maiden-T-Shirt an, obwohl es November war. Alle wirkten deutlich bodenständiger als ich, der ich mich nach zwei erzwungenen Klassenwiederholungen als Existenzialist betrachtete, schwarze Anzüge und schwarze Krawatten trug und dazu schwarze Zigaretten rauchte. Misstrauisch hatten sie mich gemustert, seit ich mit zehnminütiger Verspätung das Klassenzimmer an diesem nebligen Morgen betreten hatte. Jetzt standen sie locker um mich herum und versuchten wohl herauszufinden, wes Geistes Kind ich war. Oder, anders gesagt: ob ich eher Popper oder eher Rocker war. Leider verstand ich – trotz meiner existenzialistischen Lektüre – die wesentlichen Fragen nicht, mithilfe derer sie vielleicht testen wollten, wie viel Ahnung ich von dadaistischen Dialogen hatte. Ob ich fegen wolle, wurde ich von Iron Maiden gefragt, und als ich nicht gleich antwortete, fragte Karottenhose höflich, ob ich ein Brett brauche. Beides verneinte ich verständnislos, aber hochmütig, was zu zwei fast gleichzeitig eintreffenden Ohrfeigen von Karotte und Iron Maiden führte. Eine Sekunde danach

wälzten wir uns zu dritt auf dem nebelfeuchten Schulhof und prügeln uns, bis wir zehn Minuten später von einem gelangweilt aussehenden Sozialkundelehrer in Schlabberpull-over getrennt wurden. Schnaufend erhob sich Iron Maiden als erster mit einem Stück meiner Krawatte in der Hand, meinte nicht ohne Anerkennung in der Stimme, dass die Popperfrage jetzt geklärt sei, und reichte mir die Hand, um mir beim Aufstehen zu helfen. Karotte maulte noch etwas, weil seine Nase blutete, aber nachdem er in der zweiten Pause von mir seine erste Camel ohne Filter aus einer versilberten Dose angeboten bekam, gab auch er mir die Hand und murmelte etwas Fränkisch-Freundliches, das ich damals noch nicht verstand. Ob es nun am Nebel lag, der wie in dem Film *Casablanca* um den Schulhof waberte, oder an etwas anderem, weiß ich nicht, aber es war der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.

Daran also liegt es nicht, dass ich ungern in Franken ermittle. Es liegt daran, dass Franken immer irgendwelche Überraschungen bereithält, die kein Mensch braucht, und es ist hier nicht die Rede vom Auf- und Abstiegsverhalten des Clubs. Deshalb starrte ich jetzt auch auf einen unglaublich breiten Hintern, der weitgehend bewegungslos aus einer offenen Bürotür der Nürnberger Tiergartendirektion ragte und wahrscheinlich Teil einer Leiche war, deren Rest aber im Büro lag, weshalb ich kein abschließendes Urteil fällen konnte. Andererseits gehöre ich zur Mordkommission, deswegen war nicht anzunehmen, dass es sich hier um das Opfer einer leichten Ohnmacht handelte, zu dem ich gerufen worden war. Durch die Fenster flackerte das Blaulicht unseres Einsatzwagens an den Wänden entlang. Mir ist nie klar geworden, warum wir die Dinger nicht abstellen, wenn alles schon passiert ist.

»Iron«, wandte ich mich an meinen Kollegen, der eigentlich Bert heißt, diesen Namen aber seit unserer Schulhofprügelei vor dreißig Jahren behalten hat, »das ist wirklich ein dicker Hintern.«

»Man könnte von einem regelrechten Pferdearsch sprechen«, konstatierte Iron ziemlich gefühllos nach einem weiteren Blick auf die Leiche.

»Das könnte damit zusammenhängen«, stellte ich nebenbei fest, »dass es sich tatsächlich um den Hintern eines wirklich großen Pferdes handelt, das hier im Büro des Tiergartenleiters liegt.«

»Womöglich«, gab Iron zu.

Es war sechs Uhr morgens. Ich bin zwar ein Frühaufsteher, aber ich kann es nicht leiden, wenn Iron mich um fünf Uhr aus dem Bett holt, um mir ein totes Pferd zu zeigen.

»Ich weiß nicht genau, ob du plötzlich zum Vegetarier geworden bist«, fragte ich ihn geduldig, »aber ich jedenfalls bin weder militanter Tierschützer noch Veterinär. Ich interessiere mich nicht für tote Tiere. Ich gebe zu, dass ein totes Kaltblut im ersten Stock der Tiergartenverwaltung etwas ungewöhnlich ist, aber immerhin ist es der Tiergarten. Im Rathaus wäre es eine echte Attraktion gewesen. Wieso hast du mich hergeholt?«

Iron antwortete nicht gleich. Er starrte auf das Display seines neuen Handys, das noch nicht immer genau das tat, was von ihm erwartet wurde.

»Äh ja«, sagte er dann mit gerunzelter Stirn und etwas zerstreut, »es ist nicht wegen dem Pferd. Es ist wegen dem Direktor.«

Er deutete vage in Richtung des Büros.

»Es heißt: wegen des Pferdes!«, verbesserte ich Iron. An manche Sachen in Franken habe ich mich bis heute nicht gewöhnt. »Und was ist mit dem Direktor? Wo ist er?«

Iron steckte sein Handy weg, deutete wieder auf das Fleischgebirge, das einstmals sicher ein beeindruckendes Pferd gewesen war, und sagte dann lakonisch:

»Unter dem Shire Horse.«

Das stimmte. Ich sah es jetzt auch, als ich mich auf den Hintern des Pferdes kniete und ins Büro spähte. Unter der

rechten Schulter des Shire Horse ragte ein Arm etwa bis zum Ellenbogen heraus.

»Na und?«, fragte ich in der allerletzten Hoffnung auf einen ruhigen Bürotag, »das sieht für mich aus wie ein Arbeitsunfall.«

Iron sah mich ernst an. Nur seine linke Augenbraue hob sich um eine Kleinigkeit. Er kennt mich nun schon so lange und weiß meistens, was ich denke, bevor es mir selber bewusst wird.

»Lass mich deine Gedanken zusammenfassen«, sagte er gelassen. »Der Tiergartendirektor bittet gegen Mitternacht ein zwei Meter hohes englisches Kaltblut in sein Büro, um über seine nachlassende Performance als Kutschpferd zu sprechen und ihm eine altersbedingte Frühverrentung anzubieten. Das Shire Horse regt sich auf, es kommt zu einem Streit, in dem das Pferd, das schon lange eine Herzschwäche hat, einen Infarkt erleidet und auf dem Direktor zusammenbricht. Richtig?«

So wie Iron das darstellte, kam es mir auch ein wenig unwahrscheinlich vor, aber das wollte ich nicht zugeben.

»Könnte doch sein«, verteidigte ich mich schwach, »solche Dinge passieren in einer multimedialen Welt.«

»Hm«, meinte Iron und wies in das Büro, »das ist eine wunderschöne Theorie, die leider daran scheitert, dass irgendjemand zumindest einen Arm des Direktors auf den Boden getackert hat, bevor das Pferd auf ihm zusammenbrach.«

Ich sah noch einmal genauer hin. Richtig. Offenbar hatte man den Mann nackt mit ausgebreiteten Armen und Beinen hingelegt und seine Gliedmaßen dann mit Riemen auf den Holzboden geheftet.

»Gott, wie ich diese Ritualmorde hasse«, murmelte ich und versuchte, den toten Gaul wenigstens ein kleines Stück beiseitezuschieben, damit ich über ihn ins Büro klettern konnte. Obwohl das ganze Gebäude hohe Decken hatte und sehr geräumig war, schien das ein aussichtsloses Unterfangen. Ich hätte genauso gut versuchen können, ein Haus wegzuschieben. Also quetschte ich mich einfach durch.

»Ja«, gab Iron von jenseits der Tür zu, »schön ist das nicht. Hast du eine Zigarette?«

»Du rauchst seit anderthalb Jahren nicht mehr. Von mir kriegst du keine!«, sagte ich und ließ meine Blicke durchs Büro schweifen. Das tote Pferd einmal ausgenommen, wirkte es eigentlich sehr aufgeräumt. Es gab keine offensichtlichen Anzeichen eines Kampfes und zum Glück auch keine mit Blut auf den Putz geschmierten satanistischen Symbole. An der Wand lehnte ein Gewehr.

»Warum hat ihn der Täter nicht erschossen?«, fragte ich nach draußen.

Iron lachte.

»Das ist ein Betäubungsgewehr, Trottel. Haben wir in Waffenkunde wieder nicht aufgepasst?«

Das war eine Unverschämtheit. Waffenkunde ist ein Orchideenfach. Ich finde, es genügt, dass ich mit meiner Waffe umgehen kann. Und wer hatte Iron damals in Polizeirecht abschreiben lassen, weil er nicht mal wusste, wie man Grundrechte buchstabierte?

Von außen flackerte jetzt neben dem blauen auch ein gelbes Licht herein.

»Werden wir gerade abgeschleppt?«, fragte ich Iron, denn ich konnte nicht aus dem Fenster sehen. Das Pferd versperrte den Weg dorthin. Leicht gedämpft kam seine Antwort:

»Nein. Das ist der Kranwagen. Die Kollegen haben ihn bestellt, damit wir das Pferd entfernen können.«

Als ich zurück zu Iron in den Gang kletterte, wurde eben das erste Drahtseil durch die Treppe nach oben gebracht und um die Hinterhand des Pferdes geschlungen. Brettschneider von der Spurensicherung sah sehr unglücklich aus. Er mochte es nicht, wenn der Tatort durcheinandergebracht wurde, bevor er zur Leiche konnte, aber sogar er sah ein, dass man unter anderthalb Tonnen Pferd keine Spuren sichern konnte. Flu-chende Männer in gelben Overalls, die sonst Geländewagen abschleppten, eine hysterische Sekretärin, ein paar Kollegen

in Uniform und wir beide standen herum und trugen nicht dazu bei, das Gedränge in dem relativ kleinen Treppenhaus zu verringern.

»Alle raus!«, brüllte der Kranwagenfahrer, der von unten ins Haus spähte, »es geht los!«

Iron und ich waren eben aus dem Haus getreten, als die Winde zu heulen anfang und man von innen interessante Geräusche vernehmen konnte.

»Ich denke, das war die Wand zwischen Büro und Gang«, bemerkte Iron gelassen, als ein massives Krachen zu hören war und eine Kalkwolke aus dem Eingang stäubte. Dann begann ein Poltern, das immer stärker wurde, unterlegt von einem bedenklichen Ächzen, das von gequältem Holz kam und in einem ohrenbetäubenden Donner endete.

»Die Treppe«, sagte ich lakonisch. Iron nickte und tastete seine Jacke zum zehnten Mal nach Zigaretten ab. Das tat er mittlerweile seit anderthalb Jahren, und es war eine etwas nervtötende Angewohnheit. Die ersten Fotografen waren eingetroffen und machten ihre Bilder. Der Kranwagen hob sich jetzt vorne ein wenig, und die Winde kreischte, als das Seil sich sirrend spannte. Das Shire Horse hatte sich im Eingang verkeilt. Noch schriller piffte der Motor der Winde, der Diesel des Kranwagens lief auf höchsten Touren, und seine Vorderäder hoben sich in die Luft, als die Mauer endlich nachgab und anderthalb Tonnen totes Pferd in einer Wolke von Ziegelsteinen und Putzstücken herausgeschossen kamen. Sie schlitterten auf dem regennassen Pflaster quer über den Platz und knallten in unseren Wagen. Das Blaulicht ging aus.

»Scheiße!«, brüllte der Kranwagenfahrer. Blitzlichter gewitterten. Iron und ich sahen uns an.

»Schön ...«, begann Iron nach einem Blick auf den zerbeulten Wagen mit einem kleinen Seufzer, »... ist das nicht!«, ergänzte ich. Es sah ganz so aus, als hätte Nürnberg seinen diesjährigen Sensationsmord.

1. Fränkischer Krimipreis für Nachwuchsautoren

Gewinnerbeiträge

NÜRNBERGER
Nachrichten

ars vivendi[ⓧ]

Killen McNeill

**Pfarrers Kinder,
Müllers Vieh**



In der Kirschenallee, die zum Friedhof führte, sauste Pauline den Hang hinunter auf uns zu. Ich lief dem Trauerzug mit dem Kreuz voraus und wusste sofort: Das würde Ärger geben. Pauline hätte eingesperrt sein sollen, aber mein Vater hatte es wieder nicht geschafft.

Ich hasste es, wenn uns Pauline vor dem ganzen Dorf blamierte. Ich hasste es überhaupt, wenn meine Familie durch ihre versponnenen Gewohnheiten im Dorf auffiel. Ich hasste es, wenn meine Eltern hochdeutsch mit den Dorfbewohnern sprachen, ich hasste es, wenn mein Kumpel Manni am Sonntag bei uns aß und meine Mutter Klößel sagte und nicht Kloß und wenn es als Nachtisch Kompott gab und nicht Apfelküchli. Ich hasste es, dass meine Mutter so ganz anders war als die anderen Frauen vom Dorf, so zierlich, so unbekümmert. In ihrer Freizeit machte sie Filethäkelei oder, noch schlimmer, malte abstrakte Bilder. Auf jeden Fall gab sie sich nur flüchtig und widerwillig mit der Hausarbeit ab. Ich hasste es, dass es bei uns nie nach Knieküchle oder Zimtrollen roch, sondern nach den ganzen Katzen, die die Bauern laut schimpfend und nachtretend verjagt hätten. Ich wollte so sein wie die anderen vom Dorf. Ich wollte fränkisch reden, ich hatt's vom Manni schon gelernt, und wenn ich meine Eltern richtig ärgern wollte, sprach ich es zu Hause auch. Ich wollte nicht Engelbert heißen und auch nicht Eberhard, Eckart oder Ewald wie meine älteren Brüder, sondern Manfred oder Herbert oder Schorsch wie meine Freunde. Ich wollte, dass mein Vater sich ins Wirtshaus mit einem Bier und einer dicken Zigarre hockte und mit Riesenpranken auf den Tisch sein Schafkopfbrett hinschmetterte,

dass es nur so schepperte. Ich wollte, dass er ein Bauer war und ich ein Bauernbub.

Aber mein Vater war der Dorfpfarrer. Und ein Vertriebener aus Schlesien noch dazu.

Pauline lief an mir vorbei, und ich konnte nur ahnen, was hinter mir los war. Bald hörte ich die ersten Kicherer von den Kindern, aber ich behielt meinen Blick steif nach vorne und dachte an das Prinz-Eisenherz-Heft, das ich in Scheinfeld heimlich kaufen würde.

Als Kreuzträger bekam ich nämlich immer etwas Geld von den Angehörigen. Deswegen mischte sich bei der Ankündigung eines Todesfalles in unserem Dorf Unterhembach in Franken in mein Mitleid und meine Trauer immer eine gewisse Portion Freude, so ist's halt im Leben, des einen Freud, des anderen Leid.

Pauline war weder an der Freude noch am Leid noch an dem Trauerzug als solchem interessiert. Sie sah nur meine Mutter, der sie sowieso immer hinterherlief, weil diese sie fütterte. Pauline war eine ausgewachsene Sau. Der Bauer Müller hatte sie uns vor zwei Jahren geschenkt. Ein Ferkel, als Naturalie. Zum Schlachten, natürlich. Aber niemand aus unserer Familie brachte das fertig, nicht meine Mutter, nicht meine drei älteren Brüder, mein Vater sowieso nicht, obwohl in seinem Weltbild Gewalt durchaus ihren Platz hatte. Er konnte, wenn es sein musste, in der Schule und im Konfirmationsunterricht zum Beispiel, Schellen sehr gut verteilen, vielleicht traf er nicht immer den Urheber einer Störung, aber er traf ihn zielgenau, mitten auf der Backe. Das zählte bei den Dorfburschen, so konnte auch ein Dahergelaufener aus Schlesien bei ihnen punkten.

So belastete Pauline unseren mageren Pfarrershaushalt damals in den Fünfigerjahren, statt ihn aufzuwerten. Sie wurde immer größer und unansehnlicher. Und nun lief sie an diesem grauen, feuchten Novembernachmittag quietschend

und grunzend, ihr schwabbeliger Bauch starr vom letzten Dreck, in dem sie sich gewälzt hatte, im Trauerzug irgendwo hinter meiner Mutter her, die sie vermutlich zu ignorieren versuchte.

Ich wusste, dass das Ärger geben würde. Aber ich wusste nicht, wie viel.

Der Gesangsverein hob an, »'s is Feierabend« zu singen. Diese grässlichen Bögen, »'s is *Feierabend*, 's is *Feierabend*«, immer knapp unter dem richtigen Ton wie ein Limbotänzer, mein Vater musste immer schauen, dass er nicht zusammenzuckte. Er stand am offenen Grabe, groß, hager, grauhaarig, er hatte seine Worte gesprochen, sein knatterndes, hochdeutsches »r« hatte sich über den ganzen Friedhof erhoben, der Sarg war hinabgelassen worden, eine besonders traurige Beerdigung diesmal, Frau Helmenreich war kopfüber in dem eigenen Hauswasserversorgungsbrunnenschacht gefunden worden, klar, auch mir Dreizehnjährigem, dass das Selbstmord war. Aber keine Rede davon. Auch kein Wunder. Ihr Mann, der Heinz, war ein ganz brutaler Typ. Ich ging als Kind ein und aus in jedem Bauernhaus in Unterhembach. Nur nicht in dem Helmenreichhaus. Das stand am Dorfrand, war völlig verwahrlost, umkreist von einem Ring rostiger Gerätschaften, alter Reifen und morschen Holzes, wie eine Nordseeinsel inmitten von Strandgut nach einem Sturm. Ein halbwegs geräumter, enger Weg führte durch das Gerümpel zur Haustür. Da hörte man es schreien und brüllen im ganzen Dorf. Und klatschen, wenn Helmenreich wieder zuschlug.

Helmenreich stand direkt hinter meinem Vater, die Hände in den Hosentaschen, das Gesicht rot und versoffen, mit geplatzen Äderchen, schlecht rasiert, die ganzen Gesichtszüge wie nach unten gezogen, wie wenn alles auf seinen Schultern zerrinnen wollte, wenn es nicht von seinem schmutzigen Hemdkragen aufgehalten worden wäre. Das ganze Bild wiederholte sich in größerem Maße um die Taille, wo man

meinte, nur der Gürtel verhinderte, dass alles weiter nach unten rutschte und der ganze Helmenreich sich in eine fettige Pfütze ergoss.

Etwas weiter hinten stand meine Mutter, und bei ihr die zwei Helmenreichskinder, der Karl, in meinem Alter, natürlich auch in meiner alten Schulklasse. Mit dem wollte niemand befreundet sein, weil er immer eine Riesenrotzglocke an der Nase hatte und, was schlimmer war, eine Hasenscharte. Wenn er in der Nähe war, konnte keiner sein Pausenbrot essen. Und die Magda, zwei Jahre älter, also fünfzehn, an sich nicht hässlich, aber völlig verhärtet und verdreckt, mit strohblondem, struppigem Haar, immer in zwei Zöpfen hängend und mit speckigen, abgelutschten, rot-weiß karierten Schleifen gebunden. Sie war schon groß gewachsen, aber in sich gekrümmt, als ob sie sich unsichtbar machen wollte.

Hinter den dreien Pauline, die mit ihrer rosafarbenen, schlabbrigen, triefenden Schnauze immer gegen die Hand meiner Mutter schubste.

Und weiter im Hintergrund die Dorfgemeinschaft, obwohl das Wort nie ganz passte und an diesem Tag erst recht nicht. Auch ich konnte es spüren, auch ich war Teil davon. Es lag eine gewisse Scham in der nasskalten Luft, eine Mitschuld, ein Wegschauen.

Die letzten Missklänge des Liedes verhallten. Mein Vater sprach das »Asche zu Asche und Staub zu Staub« zu Ende. Dann stach er mit der Handschaufel in den Kübel Erde, sprengte sie ins Grab und reichte die Schaufel an den Helmenreich weiter. Der nahm sie aber nicht, sondern presste sein glänzendes Gesicht ganz nah an das Gesicht meines Vaters und brüllte so laut, dass es jeder hören konnte: »Ihre Sau, die macht's nimmer lang, des versprech ich Ihna!« Und stampfte davon.

Jetzt wusste ich, dass es nichts mehr werden würde mit dem Prinz-Eisenherz-Heft.

Am Nachmittag erschien dann eine Delegation aus dem Dorf bei uns, alle mit Säge und Hammer bewaffnet und mit einem Anhänger, vollgeladen mit frisch gesägtem Holz. Der Stall wurde blitzschnell und ohne viele Worte errichtet und die Pauline hineingetrieben. Als ich vorbeilief, hörte ich, wie meine Mutter auf Hochdeutsch gerade den Männern erzählte, dass die Pauline bisher im Haus unter der Treppe zu schlafen pflegte. Statt ihnen Bier zu bringen, wie es sich gehört hätte. Ich sah die Blicke, die die Bauern sich zuwarfen, und ich genierte mich wieder. Keine Ahnung hatte sie.

*In der Frieh hat die Pfarreri alle aufg'weckt,
»Schaut hie«, hat's geschria, »die Sau ist g'freckt«,
»Die arme Pauline«, socht der Pfaff, kreidebleich,
»Doch net die«, socht die Frau, »es ist der Helmenreich.«*

Das ist die allererste Version der Legende über die Ereignisse des nächsten Tages. Sie ist aus der Kerwapredigt aus dem Jahre 1955, gedichtet damals in den holprigen Reimen vom Müller Schorsch, dem Stifter von Pauline und einem der ersten Zeugen.

Ich habe alle Kerwapredigten seit dem Weltkrieg gesammelt, schließlich bin ich heute der Vorsitzende vom Geselligen Verein. Kerwa ist bei uns immer am dritten Oktoberwochenende, also hat es damals fast ein ganzes Jahr gedauert, bis sich diese Version etabliert hatte. Und so wird es bei uns im Dorf seitdem erzählt. Das gibt immer einen Lacher, das mit der Sau, die dann doch nicht die richtige Sau ist, sondern ein Mensch. Ich glaube, es gibt einen ähnlichen Witz über Franz Josef Strauß.

In Wirklichkeit war's natürlich anders, gar nicht lustig. Ich erinnere mich nur bruchstückhaft. Das aufgeregte Grunzen von Pauline in der Früh, das uns verwunderte. Der haarige, zitternde, schmutzige Hintern von Pauline, vom Küchenfenster aus gesehen, über etwas in ihrem Stall gebeugt. Dann

der Aufschrei meiner Mutter, als die Pauline auf einmal ihre Beute von der anderen Seite anging und den Blick freigab, den Blick auf ein geknicktes Hosenbein, das unter Paulines Stößen ganz komisch hin- und herwippte. Dann waren wir alle im Stall und versuchten, die Pauline von Helmenreichs Leiche wegzuzerren, denn dass es eine Leiche war, war ganz klar, sie schlenkerte herum wie eine Stoffpuppe. Wir stellten uns natürlich wieder an wie die letzten Deppen, wie immer, wenn es um bäuerliche Tätigkeiten ging, Eberhard, Eckart und Ewald schubsten an Paulines Rüssel und Kopf von außen, Vater, Mutter und ich zogen am Schwanz und an den Hinterbeinen von innen. Es hatte die ganze Nacht geregnet, und der Stall war ein Schlammfeld. Wir waren alle von oben bis unten mit Dreck besudelt, und Pauline ließ immer noch nicht vom Helmenreich ab.

Irgendwann erschien Bauer Müller mit einer Mistgabel, und die Sache erledigte sich mehr oder weniger von selbst. Bald lag Helmenreichs Leiche außen, und Pauline schnaubte und grunzte ihr von innen zu.

Dann Arzt, Polizist.

»Lerge Fisch, du lebst auch noch!« Doktor Wollny entstieg ächzend seinem schwarzen Lloyd und begrüßte meinen Vater. Sie kamen beide aus der Nähe von Breslau. Er trug einen Panamahut, auch im Winter, einen blauen Zweireiher und einen Schnurrbart, so dünn, dass er wie aufgemalt schien. Dann folgte ein langes Schweigen und viel später: »Oh je, oh je.«

»Tot?«, fragte mein Vater.

»Mehr als tot«, sagte Wollny, während er Helmenreichs verdreckten Kopf von einer Seite zur anderen drehte. »Bloß wie?«

Inzwischen hatten sich einige Dorfbewohner versammelt. Ihnen war es klar, was passiert war.

»Umbringen wollt' er sie, die Pauline, wie er's gestern gesucht hat!«

»Hommer alle geheert!«

»Na isser g'stolpert. Im Suff, wohrscheints!«

»Hat s'n wohl aweng og'fressen, Herr Doktor? Hää? Die Pauline?«

»Da! Da! Da liegt's doch. Das Messer!«

Und tatsächlich lag ein langes Schlachtmesser im Schlamm und wurde vom Gendarm sichergestellt. Die Sache war klar. Der Helmenreich wollte seine Drohung wahr machen, war über den Zaun geklettert, ausgerutscht, auf den Kopf gefallen und gestorben.

Wir Buben mussten uns am Hausbrunnen ausziehen und wurden abgespritzt. Dann bekamen wir ausnahmsweise frische Wäsche, obwohl es gar nicht Samstag war, und wurden aufs Zimmer geschickt.

Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, wie wir Buben vom Schlafzimmerfenster aus auf den Stall hinunterschaute. Immer, wenn etwas Aufregendes passierte, wenn der Ofen explodierte oder eine Kuh in den Hausbrunnen stürzte, schickte uns die Mutter ins Bett und sagte uns, wir sollten schlafen. Und das war das Aufregendste, was wir jemals erlebt hatten. Und Eberhard, unser Ältester, war schon siebzehn. An Schlafen war nicht zu denken.

Das muss am Nachmittag desselben Tages gewesen sein.

Pauline ist inzwischen aus dem Stall entfernt und befindet sich eingesperrt in Müllers Scheune. Mein Vater ist wieder im Stall drin, auch er mittlerweile sauber. Nur, dass er natürlich im heiß gemachten Wasser in der Wanne hat baden dürfen. Er war ja auch immer der Einzige, der ein gekochtes Ei am Sonntag zum Frühstück bekam. Er steht mitten auf der Längsseite vom Stall, mit dem Rücken zum Zaun, uns ziemlich genau gegenüber. Mit im Stall ist ein Polizist von der Kripo. Dass er von der Kripo ist, können wir leicht an seiner Hutkrempe und an seinem beigen Mantel erkennen. Sein Gesicht dagegen können wir nicht erkennen, nur seinen mahlenden

Unterkiefer mit seinem Spitzbart. Kaugummi. Durften wir nicht. Er geht den Stall seitlich auf und ab, systematisch, vorsichtig, den Blick nach unten gerichtet, seine Gummistiefel hinterlassen gerade Bahnen im Riesenspurenchaos von Pauline und uns von heute früh, wie ein Pflug, der seine Furchen auf dem Acker zieht. Bald wird er die Hälfte der Fläche des Stalles abgegangen sein. Wo er gewesen ist, klare Linien, Ordnung, die unsere Anarchie langsam, aber stetig besiegt. Mein Vater bleibt sozusagen in der Wildnis stehen. Er schaut zu. Sein Kopf folgt den Bewegungen des Polizisten, wie bei einem ganz langsamen Tennisspiel. Jetzt schaut mein Vater ihm hinterher. Dann wendet er seinen Blick weg vom Polizisten, lässt ihn ziellos umherwandern, sein Kopf bleibt auf einmal stehen, seltsam still, konzentriert, seine Augen sind auf etwas gerichtet, das ziemlich genau in der Mitte des Stalles zu sein scheint, gerade noch im wild vertrampelten Teil, dann sehe ich das auch, etwas Rot-Weiβes, das aus dem Schlamm spitzt, etwas, das genau in der nächsten Bahn des Polizisten sein wird. Ich merke, wie mir der Atem stockt. Mein Vater wirft dem Polizisten einen Blick hinterher, er ist fast am linken Zaun, jeden Augenblick wird er sich umdrehen.

Plötzlich löst sich mein Vater vom Zaun, schreitet ganz schnell zur Stallmitte, hebt den Stofffetzen auf, steckt ihn in seine Tasche, geht zurück zum Zaun, lehnt sich wieder hin. Seine Fußstapfen fallen im Gewühl gar nicht auf. Im selben Moment dreht sich der Polizist um und läuft wieder los. Im selben Moment legt sich auch ein Kondensfilm aufs Fensterglas, sodass ich nichts mehr sehe. Wir vier haben alle gleichzeitig ausgeatmet. Schnell rubbeln wir das Fenster frei. Vom Quietschen vielleicht alarmiert, schaut mein Vater, Eberhard Eckhold, zu uns hoch. Zu seinen Söhnen, denen er allen Namen mit »E« gegeben hat, damit sie so schön zum schlesischen Nachnamen passen, und die es ihm später nicht danken werden. Oder wenigstens nicht alle. Ich auf jeden Fall nicht. Wir stehen in der Reihenfolge unseres Alters am Fenster, von

ihm aus gesehen von links nach rechts: Eberhard Eckhold, Eckart Eckhold, Ewald Eckhold, Engelbert Eckhold. Es ist ein merkwürdiger Blick, den er da auf uns richtet, wie wenn er uns gar nicht kennt, wie wenn er uns das erste Mal sieht, wie wenn er sich fragt, was wir da tun. Was er da tut.

Dann schaut der Polizist zu ihm hinüber, sagt offenbar etwas Lustiges, und mein Vater lächelt ihm zu.

Wir haben niemals über diese Szene gesprochen, meine Brüder und ich. Mein Vater auch nicht.

Der Kripobeamte sah die Sache genauso wie das Dorf. Nachdem die Leiche vom Helmenreich saubergemacht wurde, entdeckte man eine Wunde am Hinterkopf, die zu einem Stein im Stall passte. Alkoholisiert war er auch, stellte man bei der Obduktion fest. Also im Suff wollte er das Schwein erstechen, wie er es angekündigt hatte (Zeugen: das ganze Dorf), und ist ausgerutscht und selber umgekommen. Geschieht ihm recht. Ätsch-bätsch. Niemand hat um ihn getrauert. Nicht mal die eigenen Kinder. Da waren sie schon weg.

Meine Mutter war sowieso bei den Helmenreichkindern. Mein Vater ging am Nachmittag hinunter und holte sie und die Kinder zu uns ins Haus, nachdem der Kripobeamte fort war. Die Kinder übernachteten einmal bei uns, Magda auf dem Sofa im Wohnzimmer und Karli bei uns Buben im Zimmer. Mein Vater hatte mit einem Kinderheim in Neuendettelsau telefoniert und irgendwas für den nächsten Tag organisiert. »Aber Mama, mir graut's vor dem so!«, flüsterte ich meiner Mutter beim Abendbrot zu und hatte schon eine Trümmerschelln sitzen, bei der mir die Ohren bloß noch so summten. »Wenn du es so nicht kapierst, musst du es halt spüren«, hieß es dann, wie immer.

Ich, als Kleinster, musste natürlich mein Bett räumen und zu Ewald ins Bett steigen. »Dassdmer fei net alles

z'sammsabberst«, habe ich noch zu Karli hinübergezischt, bevor ich einschliefe.

In der Nacht schrak ich hoch. Karli saß aufrecht im Bett und wankte mit dem Oberkörper hin und her. »Du Schauhund!«, stöhnte er. »Du Schau!«

Um mich herum wurden meine Brüder wach.

»Pssst! Ruhe!« Das war Eberhard, der Oberaufseher, mein Vater in Kleinformat.

»Er sabbert«, sagte ich.

»Ruhe! Alle! Jetzt wird geschlafen!« Eberhard wieder.

»Hör auf! Lasch schie in Ruh!« Karli, lauter.

»Karli! Du träumst!« Ewald.

»Er sabbert auf mein Bett.«

»Jetzt ist aber endlich Ruhe hier!«

»Du hast leicht reden. Es ist ja nicht dein Bett, das er zusammensabbert.«

Karli wurde noch lauter. »Lasch schie in Ruh!«

»Du sollst net sabbern!«, rief ich genauso laut.

»Entschuldigung.« Und er legte sich wieder hin und schlief ein.

Auch darüber haben wir Brüder nie gesprochen.

Am nächsten Tag in der Früh stand die NSU Lambretta meines Vaters im Hof, und er machte sich auf den Knien daran, den Seitenwagen zu befestigen. Dabei kam ihm sein handwerkliches Ungeschick und sein unzureichendes Werkzeug dazwischen. Als Pfarrer konnte er natürlich nicht fluchen, aber er stieß immer wieder ein verklemmtes »Scheibenkleister!« hervor, oder »mein Gottfried Schlohnhein!«

Irgendwann war das Ensemble doch fertig. Meine Mutter packte ein Bündel mit Habseligkeiten, die sie von unseren Kleidern für den Karli und von anderen Bauernfamilien mit Töchtern für die Magda zusammengesammelt hatte, vorne in den Beiwagen. Mein Vater bestieg den Roller. Karli hockte sich hinten darauf und umklammerte seine Taille, Magda stieg in

den Beiwagen. Sie trug ein schwarz-weiß gepunktetes Kleid, das die Scheuerings Betti auf der letzten Kirchweih anhatte, und einen alten burgunderroten Mantel meiner Mutter. Und Strümpfe, das weiß ich heute noch.

Einige Dorfbewohner hatten sich wieder versammelt, um die Abfahrt mitzuerleben. Damals betete ich noch. Das war noch vor der Konfirmation. Also flüsterte ich: »Lieber Gott, lass das Ding bitte anspringen. Und dass der Vater nicht hinterfällt und alle mit ihm. Und überhaupt, dass wir nicht wieder alle wie die letzten Deppen dastehen.«

Es klappte. Der Roller sprang an, er saß furchtbar tief und fuhr furchtbar langsam, aber es klappte. Und als der Roller unten auf die Straße hinausfuhr und nach rechts abbog, sah ich, wie der Fahrtwind das Haar von Magda nach hinten wehte und wie ein kurzes Lächeln über ihr Gesicht huschte. Sie trug keine Zöpfe.

Und ich dachte, mein Gott, sie ist ja hübsch.

Magda kam nur noch einmal ins Dorf.

Dummerweise gehörte das Helmenreichhaus der Kirche. Das bedeutete, dass wir es in den nächsten Tagen ausmisten mussten.

»Mein *Gottfried* Schlohnhein! Das einzig Saubere hier ist die Robbern!«

»Du meinst die Schubkarre.« Eberhard schaute zu mir von dem undefinierbaren Klumpen Stoff hoch, den er in den Händen hielt. War es ein altes Kleid, ein Sack oder ein Vorhang? Ein Teppich? Eberhard verstand sich als Hüter des Hochdeutschen in unserer Familie, das ja an allen Fronten vom Fränkischen angegriffen wurde, und nun auch von mir.

»*Scheibenkleister*, ja! Na ja, der Fußboden geht auch noch.«

Eberhard sah mich an, als ob er mir am liebsten eine Schelle verpassen würde, aber ich hatte die Grenze dazu noch nicht überschritten. Ich legte Wert darauf, diese Grenze zu

beachten, ich wusste natürlich genau, wo sie lag, ich tänzelte bis kurz davor heran, aber nie darüber hinaus.

Eigentlich wollte ich nicht dauernd anecken und nerven, aber irgendwie fiel mir diese Rolle in der Familie zu, es wurde von mir erwartet, ich musste es machen, alle anderen Rollen waren schon besetzt, als ich dazukam: Mein Vater war Gottes Vertreter auf Erden, Eberhard war meines Vaters Vertreter, wenn er nicht da war, der Zurechtweiser, Eckart war der Schlaue, Ewald der Liebe. Was blieb mir dann übrig?

Das einzig Gute an dem Haus war, dass es noch heruntergewirtschafteter war als unsers. Das verschaffte mir ein seltenes, wohliges Gefühl der Rechtschaffenheit. Ich wollte die Leute, die vorbeiliefen, als wir aufräumten, hereinholen und ihnen sagen: »Riecht, wie es stinkt. Seit Jahren nicht gelüftet. Schaut, wie modrig, feucht und schimmelig die Wände sind. Und die Betten, seit Jahren nicht frisch bezogen. Seht, wie die alten Blätter unter den Betten liegen. Und das muss mal eine Ratte gewesen sein, und das vielleicht eine Taube. Und jetzt geht mit in die Küche. Das glaubt ihr nicht, was da an Dreck ist, Ruß, tote Mäuse. Da ist doch unser Pfarrhaus aufgeräumt und sauber, oder?«

Es war aber auch tatsächlich auffallend, wie sauber die Schubkarre und der Boden im Wohnzimmer gegen das ganze andere Geschlump wirkten.

Irgendwann war das Haus aufgeräumt, und es fanden sich neue Mieter. Mitte der Siebzigerjahre habe ich es gekauft, jahrelang renoviert und bewohne es nun mit meiner Frau.

Es ist ein Schmuckstück.

In den Sechzigerjahren schwand mein Glaube nach und nach. Ich hatte sowieso den Eindruck, er hatte immer mehr an Kraft verloren, je weiter er in unserer Familie nach unten versickert war, so wie die Vornamen mit »E«. Eberhard war so vom Glauben erfüllt, dass er Pfarrer werden wollte, für mich war nichts mehr übrig. Ich hatte schon lange aufgehört, den Predigten

meines Vaters zuzuhören, ich machte andere Dinge, wie zu zählen, wie oft er »wiewohl« sagte oder den Mund wie ein Karpfen zusammenschnürte und seine Augen nach hinten rollte, sodass nur das Weiße zu sehen war. Aber an eine Predigt kann ich mich erinnern, also nicht an die ganze, sondern nur an das Ende, weil da die Gemeinde seltsam leise und aufmerksam geworden war. »Wenn wir das Glück haben, in einer Familie aufzuwachsen, in der dafür gesorgt wird, dass wir eine gesicherte Zukunft haben, dann sollten wir Gott dafür danken«, sagte gerade mein Vater, als ich anfing, aufzupassen. »Wenn wir das Glück haben, in einer Familie aufzuwachsen, in der man nicht täglich Angst vor Prügeln oder vor noch Schlimmerem haben muss, dann sollte man Gott dafür danken. Wenn man die geliebte Schwester retten will und dafür sich eine schwere Sünde aufbürden muss, ja muss, wer will da mit dem Finger auf einen zeigen? Wir wollen jetzt alle ins Gebet einschließen, die bisher im Dorf und im Leben außen vor standen.« Und er stimmte das Vaterunser an. Das Schlimmste war, und das hatte ich noch nie gesehen, dass mein Vater dabei Tränen in den Augen hatte.

Als ich um mich schaute, hatte ich das Gefühl, alle wussten, um was es ging, nur ich und meine Brüder nicht. Mein Vater ging dieses Mal auch nicht zur Tür und verabschiedete sich von den Besuchern, wie es der Brauch in den letzten Jahren geworden war.

Zufällig weiß ich auch genau das Datum. Es war ein Tag nach dem Endspiel der Fußballweltmeisterschaft 1966 im Wembley-Stadion in London. Wir hatten immer noch keinen Fernseher, und ich hatte das Spiel im Wirtshaus angeschaut und mich über das Wembley-Tor, das keins war, wahnsinnig aufgeregt und mein erstes Bier getrunken.

Ich will zum Ende dieser Geschichte kommen. Meine Mutter starb 1986 und mein Vater 1995. Er war schon lange im Ruhestand, durfte noch im Pfarrhaus wohnen und wurde von mir und meiner Frau gepflegt. Ich war schon lange im Dorf

angekommen, da, wo ich sein wollte, ich liebe meine Frau natürlich, aber sie war auch die Tochter vom größten Bauern im Dorf, und ich hatte schließlich Landwirtschaft studiert. Die Liebe muss nicht immer vor unüberwindbaren Umständen stehen, finde ich, sie kann auch so mal auf fruchtbarem Feld gedeihen. Ich bin der einzige Eckhold, den es in Unterhembach gehalten hat, alle meine Brüder sind aus dem Dorf verschwunden, so schnell sie konnten, unsere Kinder wohnen auch woanders. Für mich war es gut, im Dorf anzukommen. Aber manche müssen den anderen Weg gehen. Manche müssen dem Dorf entkommen oder daran zugrunde gehen. Und manche wiederum, und das müssen nicht die Schlechtesten von uns sein, packen es weder so noch so.

Je älter man wird, umso öfter werden Beerdigungen Anlässe für Familientreffen, so auch das bevorstehende Begräbnis unseres Vaters. Interessant, wie schnell man dabei von altbekannten Familienmitgliederverhaltensmustern wieder genervt ist. Eberhard zum Beispiel nahm es gleich auf sich, Vaters Papiere durchzugehen, obwohl er seit Jahren nicht mehr in seinem Arbeitszimmer gewesen war, nur, weil er selber Pfarrer war. Wir anderen saßen im Wohnzimmer nebenan und unterhielten uns über alte Zeiten, über die Pauline und so weiter, und Eberhard erschien immer wieder und machte sich furchtbar wichtig. Er sagte dann Dinge wie: »Er hat die letzten Jahre einfach das Kirchenbuch als Gabenkasse benutzt!« und schaute uns an, als ob wir uns empören sollten. »Mensch, Eberhard«, sagte ich, »ist doch zwanzig Jahre her. Wen kümmert's?«

Dann hörten wir ihn wieder herumräumen und schimpfen, sodass wir uns nicht richtig unterhalten konnten. Als er wieder herauskam, hielt er einen Umschlag hoch, als ob er gerade ein Beweisstück für einen Mord gefunden hätte. »Wieso sind private Briefe bei den Kirchenein- und -austritten dabei?«

Wieder ich: »Mein *Gottfried* Schlohnheim, Eberhard, du trägst die ganze Ruhe hinaus.« Dann, weil er ihn mir vor

die Nase hielt, erkannte ich den Absender auf der Rückseite, *Magda Helmenreich*. Ich nahm ihn Eberhard ab und drehte ihn um. Er war mit »Nürnberg, 28. Juli 1966« gestempelt.

»Wisst ihr noch, die Helmenreichs?«

»Lies ihn vor.«

Ich las ihn vor.

Sehr geehrter Herr Pfarrer Eckhold,
ich werde Ihnen und Ihrer Frau ewig dankbar sein für das, was Sie damals getan haben. Oder vielmehr für das, was Sie nicht getan haben. Sie wissen schon, was ich meine.

Ich muss Ihnen aber leider sagen, dass der Karli es nicht gepackt hat. Eine schwere Schuld hat er auf sich geladen damals, und er ist nicht damit fertig geworden. Er hat's halt nicht ausgehalten, als der Vater mich anstelle von der Mutter holen wollte, damals in der Nacht, und da hat er mit dem Holzseid zugeschlagen.

Er ist immer wieder aus dem Heim ausgerissen, wo Sie uns hingebracht haben, bis sie ihn dann endlich hinausgeschmissen haben. Ich wusste immer, wo ich ihn finden konnte, und zwar am Nürnberger Hauptbahnhof. Aber ich konnte ihm nicht helfen. »Für mich ist es zu spät, Magda«, hat er immer gesagt. »Hauptsach, dir geht's gut. Versprich mir, dass aus dir was wird. Dass das damals einen Sinn gehabt hat. Ich krieg halt die Bilder nimmer aus dem Kopf. Wie der Vater immer wieder aus dem Schubkarren gefallen ist und wie wir ihn immer wieder hineingeladen haben. Und dann denke ich, ich hätt's viel früher machen müssen, dann wär die Mutter noch am Leben.« Dann fing er meistens das Weinen an. Und trank. Daran ist er dann gestorben, Herr Pfarrer. Letzte Woche habe ich die Nachricht von der Bahnhofspolizei bekommen. Der Karli ist tot. Alkoholvergiftung.

Das wollte ich Ihnen sagen, Herr Pfarrer. Und dass es mir aber gut geht, das sollten Sie auch wissen. Ich werd's schaffen. Ich muss es schaffen. Für den Karli. Ich habe meinen Hauptschulabschluss gemacht und mache eine Ausbildung als Hauswirtschaftslehrerin. Stellen Sie sich das vor, Herr Pfarrer! Ich werde Lehrerin! Und ich

habe einen lieben Freund. Das alles habe ich dem Karli zu verdanken. Und Ihnen, Herr Pfarrer. Dass Sie damals nichts gesagt haben. Und dass Sie mir die Schleife zurückgebracht haben. Und dass Sie gesagt haben, wir sollen die Robbern und den Boden saubermachen, damit keiner was merkt.

Wenn ich nie mehr nach Unterhembach komme, ist es mir egal, aber ich wollte Sie bitten, dass Sie Karli in Ihr Gebet miteinschließen, er hat kein leichtes Leben gehabt.

Hochachtungsvoll,

Ihre Magda Helmenreich

Irgendwie war es mir so, als ob ich es schon immer gewusst hätte. Und als ich meine Brüder anschaute, merkte ich, dass auch von ihnen keiner richtig überrascht war. Ich glaube, jeder von uns hatte die gleichen Bilder im Kopf: zwei verlorene Kinder, die bei Nacht und Regen ihren toten Vater durchs Dorf karrten, wie die Schubkarre immer wieder zur Seite umkippte und wie sie ihn immer wieder mühsam hineinzerrten.

Die Beerdigung meines Vaters war dann am nächsten Tag. Der Gesangsverein hatte sein Unvermögen wie einen Schatz gehütet, die Tenöre hatten's an ihre Söhne und die Soprane an ihre Töchter weitergegeben, und »'s is Feierabend« klang noch genauso grässlich wie in den Fünfzigerjahren.

Als dann alles vorbei war, schauten wir Brüder zu, wie die Trauergemeinde Blumen aus den bereitstehenden Schalen ins Grab warf. Fast gegen Schluss, als die Warteschlange sich im Auflösen befand, trat eine gutaussehende, sehr gepflegte Frau Mitte fünfzig heran. Sie hatte blondes Haar, trug teure schwarze Kleider und wurde begleitet von einem sympathisch wirkenden Mann mit einer Glatze. Sie ist nicht anschließend auf uns zugekommen, und ich hätte sie nicht erkannt, hätte sie nicht, statt Blumen, in ihre Handtasche gegriffen und eine abgewetzte rot-weiße Schleife ins Grab geworfen.

Claudia Blendinger

Leise tröpfelt das Blut



So richtig gegruselt habe ich mich, soweit ich mich erinnern kann, nur einmal in meinem bisherigen Leben. Als Kind habe ich beim Walderdbeerensuchen ein verirrtetes totes Reh im dichten Gestrüpp unseres verwahrlosten Nachbargrundstücks gefunden.

Ein fleischloses Rehskelett mit Rehschädel undefinierbarer Farbe, grau, grün. Widerlich, abstoßend, furchteinflößend, gruselig. Der Tod schleicht hinter unserem Gartenzaun, zumindest dort im Dickicht. Ich lass ihn nicht rein, ich geh nicht raus. Was war ich nur für ein schlaues, naives Kind.

Und jetzt stehe ich da und hechle, was das Zeug hält, vor einer Leiche, festgenagelt an der Innenseite der Holztür zur Moritzbergkapelle. Es ist der 24. Dezember, Heiligabend.

»Ja, haben denn die Leute an so einem Tag nichts Besseres zu tun, als Männer an Kirchentüren zu nageln?«, schießt es mir durch den Kopf.

Ich neige eigentlich nicht zu Übersprunghandlungen oder vielmehr -gedanken. Aber solche Präsente auf meinem Gabentisch bin ich nun mal nicht gewohnt.

110, oder war es 112, was man da anrufen muss, um dergleichen Geschenke öffentlich anzuzeigen?

Zuvor schieße ich allerdings noch ein paar Fotos mit meiner Canon vom Ort und Gegenstand des Grauens. Schließlich bin ich Profi, na ja, eher Semiprofi. Zumindest einmal im Monat bekomme ich einen kleinen Auftrag vom *Neumarkter Echo*. Dann schicken die mich zu irgendeiner Veranstaltung zum Thema »Metropolregion Nürnberg«. Ich sitze dann viel zu

früh in vorderster Reihe. Da ich auf einem Ohr fast taub bin, muss ich beizeiten dort sein, um ja alles haarklein mitzukriegen, und schieße ein paar aktuelle Bilder vom Preisträger, den Veranstalter oder wem auch immer. Genau betrachtet reduziert sich mein Job auf »aktuelle« Bilder, dafür gibt es auch die meiste Kohle, mein Geschreibsel bringt weder Lob noch nennenswert Bares. Zumindest steht mein Name immer drunter. Bescheidenheit ist eine Zier ... und die erzkatholische, oberpfälzische Lokalredaktion baut auf meine.

»Schöne Impressionen von einem entzückenden Kleinod vor den Toren Nürnbergs« – so in etwa war mein heutiger Artikel angedacht gewesen.

»Was hamm S' zu melden? Wo solln wir hin? Sie erlaubn sich edz aber keinen Scherz mit uns? Hamm S' was getrunken?«, der diensthabende Beamte am anderen Ende meiner Handy-Verbindung.

»Bitte, ich weiß selbst, dass heute Heiligabend ist. Drum bin ich ja auf dem Moritzberg. In einer guten Stunde beginnt die Mitternachtsmette. Ich werde mich bis zu Ihrem Eintreffen vor der Kapelle positionieren und keinen reinlassen. Und wenn S' die Güte hätten, dann machen S' schnell. Ich bin hier oben ganz allein.«

»Also kein Scherz!«, der Diensthabende resigniert. »Hamm S' was angfasst?«

»Nö«, von mir, viel zu schnell. Anfassen, Gott bewahre, ich habe lediglich meinen Handschuh ausgezogen, um dem Toten, ohne ihn zu berühren selbstverständlich, zur Sicherheit die Hand vor die Nase zu halten. Aber so tot wie der ausschaute, kam nicht mal mehr der leiseste Atemhauch. Festgenagelt wie Jesus Christus, allerdings an Weihnachten und nicht zu Ostern, hatte er seine Seele auf nahezu unbarmherzig-groteske Art und Weise ausgehaucht. Ich bekreuzige mich vor seinem Angesicht und sende ihm »Der Herr sei deiner Seele gnädig« nach.

Das Licht in der Kapelle lasse ich brennen, ziehe die verdammt schwere Tür hinter mir so behutsam wie möglich ins Schloss und warte auf die Staatsgewalt aus Nürnberg.

Draußen stecken ein paar Fackeln im Schnee. Heimelige Illumination für die späten Kirchgänger. Ich zünde sie an und mir eine Zigarette. Die Heilige Nacht wird ein bisschen heller, das Grauen hängt inwendig an der geschlossenen Kirchentür. Hoffentlich kann meine Canon mit diesen sparsamen Lichtverhältnissen hier draußen etwas anfangen. Müßig zu erwähnen, dass ich auch auf dem Gebiet der Nachtaufnahmen ein blutiger Amateur bin. Fast hätten meine Beine nun doch nachgegeben. Krampfhaft halte ich mich an meiner Zigarette fest, ziehen, inhalieren, den Rauch ausstoßen. Normalität im Anormalen. Nie habe ich eine Zigarette dringender gebraucht als in eben jenem Moment.

Unten vom Tal her jugendliches Lachen. Die Wirtschaft gleich links der Kapelle hat natürlich geschlossen. Nach einer Weile die ersten zuckenden Strahlen von Taschenlampen.

»Frohes Fest«, die herannahende Jugend. Frische, rosige Gesichter draußen, ein aschfahles drinnen. Vier Jungs und zwei Mädchen, die Gitarrenkoffer schaukeln munter auf ihren Rücken.

»Wird wohl nichts werden mit der Heiligen Nacht. Fällt heuer aus.« Ich will nicht mit der Tür ins Haus fallen und die der Kapelle auf Teufel komm raus geschlossen halten.

»Wie sind Sie denn drauf?«, eines der Mädchen spitz.

»Schlecht, denn dort drin befindet sich ein Mordopfer. Die Polizei ist bereits alarmiert, die müssten gleich da sein, und ich habe strikte Order, keinen hineinzulassen.«

»Echt?«, einer der Jungs, »krass!«, das Mädchen. »Das will ich sehen!«, ein anderer.

»Die Tür bleibt zu, weil drinnen ein toter Mann mit Zimmermannsnägeln dran festgetackert wurde.«

Nochmals »krass!«, diesmal das andere Mädchen.

Herannahende Polizeisirenen entbinden mich von weiteren Erklärungen an die schwer interessierte Jugend.

»Hier?«, ein drahtiger Beamter in Zivil. »Sie bleiben, wo S' sind!«, kurz und knapp. Artiges Nicken von mir. Keine zehn Pferde hätten mich mehr da reingebracht. Meine Bilder waren schließlich im Kasten, aktuell, brandaktuell.

»Scheiße!«, als er wieder ins Freie kommt. »Den Parkplatz unten abriegeln. Es kommt mir keiner rauf. Sagt, der Pfarrer ist krank oder was ihr wollt. Wo bleibt die Spusi? Der Doc?«, schnarrend ins Funkgerät.

»Sie haben angerufen«, eher eine Feststellung als eine Frage. »Ihre Personalien, bitte.«

»Otto Braun.«

»Wie?«

»Künstlername, eigentlich Ottilie Braun.« Augenbrauen hochziehen von ihm. Resigniertes Schulterzucken von mir. »Hab ich mir nicht ausgesucht, meine Patentante hieß so.«

»Adresse? Daten? Familienstand?«

»Verwitwet! Unschuldig«, füge ich noch schnell hinzu. Man kann ja nie wissen. »Und Sie?«

»Geschieden, schuldig«, und fast nebenbei: »Paul Breitner, und mein Patenonkel hieß anders.«

»Aha, Paul Anders.« Ich hatte schon immer einen messerscharfen Verstand.

Ein Blitzlicht zuckt auf. Ich hatte dem forschenden Mädchen zuvor die Kamera in die Hand gedrückt. Und es hat brav meinen Auftrag erfüllt.

»Was soll das?«, ganz der Bulle.

»Fürs Album«, ich harmloser als harmlos. Gott sei Dank hat er mich nicht nach meinem Beruf, eher Minijob, gefragt. Ich hätte schwindeln müssen.

»Gesehen haben Sie wohl niemanden, als Sie hier ankamen? Irgendwas Verdächtiges aufgefallen?«

»Leider nein.«

»Gut, das wär's fürs Erste. Kommen Sie am 27. um acht bitte aufs Dezernat, Frau Braun. Wir brauchen Ihre Aussage schriftlich.«

Gemeinsam mit den Kids mache ich mich auf den Weg runter zum Parkplatz, während das eine um das andere Polizeiauto an uns vorbeibraust.

Die Schlussredaktion meiner Zeitung wird sich freuen, und wenn sie clever genug sind, werden sie die Titelseite komplett ändern.

Artig zehn vor acht sitze ich auf der Stuhlreihe vor Herrn Breitners Büro, die Tagesausgabe vom *Echo* ordentlich gefaltet auf dem Schoß. Ich bin, wie gesagt, immer pünktlich, wenn es um meine Arbeit geht.

»Die Braun sofort zu mir, wenn sie da ist«, lautstark von drinnen.

Zaghafte Klopfen an.

»Ja, sind Sie denn komplett verrückt?«

»Guten Morgen«, freundlich entwaffnend von mir.

»Ach hörn S' mer auf!«, knurrig zurück. »Wozu hab ich Sie einbestellt? Steht eh alles in der Zeitung, was ich von Ihnen wissen will. Ich dachte, Sie sind Künstlerin und nicht Journalistin.«

Ein bisschen wachsen kann ich mit meinen zweiunddreißig Jahren immer noch. Journalistin, so hat mich noch keiner bezeichnet.

»Kann ich wissen, dass Sie noch nie einen Artikel von mir gelesen haben? Denn dann dürfte der Name Otto Braun nicht unbekannt sein.« Hui, versteh ich zu klappern, wenn's dem Ansehen dient. »Außerdem brauchen Sie sich nicht zu beschweren, Sie kommen recht gut rüber, trotz der minimalen Lichtverhältnisse gestern Nacht.«

»Sie meinen das Foto, wo ich Ihnen anscheinend kollegial die Hand schüttle? Frau Braun?«, resigniertes Stirnrunzeln, »was soll ich nur mit Ihnen anfangen?«

Graziös schlage ich meine nylonbestrumpften Beine übereinander. Herrn Breitners Blicke saugen sich förmlich fest.

»Otto, wenn Sie mögen.« Anderer Ort, andere Stelle, da würd Ihnen bestimmt was einfallen – was kann ich nur wieder witzig denken und gleichzeitig meine Knie zusammenpressen.

»Also gut, dass der Tote Ars Wulf heißt, wissen Sie und die ganze Nation bereits.«

»Stand zumindest im Personalausweis, den er in seiner Jackentasche trug, Deutscher, einundfünfzig Jahre alt und laut seiner Homepage Fachanwalt für Strafrecht.«

»Den Namen seines Mörders und dessen Motiv können Sie mir aber nicht nennen?«

»Ihr Job, ich mache nur den meinen, so gut es eben geht«, leicht indigniert zurück. Schließlich biete ich nicht jedem Bullen meinen Vornamen an. »Wie lange, sagten Sie, war er schon tot? Todesursache? Ich tippe mal auf Erwürgen, den Malen nach zu schließen. An die Kapellentür wurde er post mortem genagelt?«

»Erstens sagte ich gar nichts, und Ihre privaten Vermutungen entnehmen Sie bitte Ihrem eigenen Geschreibsel. Und sollte ich Sie je in der Gerichtsmedizin sehen, buchte ich Sie ein.«

»Vorhin konnte mir Herbert noch keine präzisen Angaben zu seinem Todeszeitpunkt machen, er meinte, in einer Stunde wäre er dann so weit. Wenn Sie also die Freundlichkeit hätten, mal Ihren Posteingang zu checken?«

»Herbert Gruber, ich zerrei dich in der Luft. Woher in drei Teufels Namen kennen Sie unseren Pathologen, und sagen Sie jetzt nicht aus der Grundschule.«

»Salsa-Kurs, semiprofessionell«, so würdevoll es mir möglich war. Herbert war unzweifelhaft jünger als ich. Na und?

Wo liegt das Problem? Dunkelhaarig, schlank, ein bisschen schwerhörig, aber dafür kurzsichtig. Pah! Wofür gibt es Kontaktlinsen? So übel bin ich nun auch wieder nicht, gell, Herr Breitner.

»Nur damit wir uns richtig verstehen, Frau Braun. Ich schätze es ganz und gar nicht, wenn Sie sich in meine Ermittlungen einmischen.«

»Bitte, Sie sind der Boss.«

»Raus!«

»Meine Adresse haben Sie ja. Und wenn Sie noch etwas wissen möchten, ab achtzehn Uhr finden Sie mich in der Tanzschule Krebs, und anschließend esse ich im *Da Claudio*.«

Ob er meine indirekte Einladung annehmen würde?

»Raus!«, diesmal etwas weniger laut.

Auf meinem Nachhauseweg stöckle ich ganz zufällig an der Kanzlei des Herrn Dr. Wulf vorbei. Die von der Redaktion pochen schließlich immer auf aktuelle Bilder.

Das unauffällige Geschäftshaus in der Johannisstraße gibt von außen wenig her und ist von aktuell meilenweit entfernt. Da hatte sich seit mindestens dreißig Jahren nichts verändert.

Beherzt klinge ich. Prompt öffnet sich mit einem Summen die Tür. Aha, zweiter Stock rechts, das dezente Messingschild weist mir den Weg.

Eine unbenommen attraktive Sekretärin öffnet: »Wir haben geschlossen, ein plötzlicher Todesfall.«

»Ich weiß. Mein Name ist Ottilie Braun, ich komme von der Polizei.« Stimmt ja auch, auf direktem Weg, sozusagen. Ich lüge nur, wenn nötig. »Ich würde mich gern ein wenig mit Ihnen über Ihren Arbeitgeber unterhalten, was war er für ein Mensch, seine letzten Fälle?«

»Das hab ich doch hinlänglich Ihrem Chef erzählt, und jetzt darf ich hier allein die Stellung halten. Ich komm kaum noch weg vom Telefon.«

»Herr Breitner ist nicht mein Vorgesetzter.«

»Verstehe.«

Nicht die Bohne tut sie, und einen Ausweis will sie auch nicht sehen. Sie führt mich sogar in sein verwaistes Büro. Ich schieße ein paar Bilder von den Räumlichkeiten und eins von ihr, wie sie einen Aktenordner auf seinen Schreibtisch legt, sich mit dem Taschentuch ans Auge tippt. »Sehr schön, wenn Sie den Kopf nun leicht zu mir drehen. Nein, das Tüchlein stört überhaupt nicht. Würden Sie mich nun ein paar Minuten in seinem Zimmer allein lassen? Ich möchte mir gerne einen Eindruck von seinen letzten Fällen verschaffen. Erhielt er Drohungen, gab's unzufriedene Mandanten? Wie lange arbeiten Sie schon für ihn?«

Es stellt sich heraus, dass sie erst seit drei Monaten hier ist, und die paar Akten geben auch nichts Brisantes her. Drogendelikte, Nachbarschaftsstreitigkeiten, häusliche Gewalt, illegal eingeschleuste Prostituierte. Nichts, was einen derartig grausigen Tod rechtfertigt. Als Chef muss er ganz in Ordnung gewesen sein. Sie konnte sich nicht beschweren, und ihr Gehalt wurde pünktlich überwiesen. Einmal war sie mit ihm essen gegangen. Es hätte sich vielleicht etwas entwickeln können, da er offensichtlich ungebunden war und der holden Weiblichkeit nicht abgeneigt.

Nun gut, ich habe meine Bilder, und ein bisschen Text lässt sich auch problemlos zusammenschustern. Herr Breitner wird noch von mir lesen.

Herbert erscheint nicht zum Salsa-Kurs. War der mir etwa böse? Egal, ich lasse Peter auf meinen Füßen rumtrampeln, der ist Gartenarchitekt und vielleicht auch zu irgendwas nütze.

Mein leider zu früh verstorbener Ehemann hat mir ein kleines Vermögen hinterlassen, sodass ich ganz gut über die Runden komme und meine diversen Hobbys gründlich pflegen darf.

»Interessante Brille, macht verblüffend intelligent.«

»Guten Abend, Herr Breitner, schön, Sie zu sehen. Schicker Anzug, sehr vorteilhaft.« Auf die Wirkung meiner Beine ist offensichtlich immer noch Verlass, auch wenn seine Flirtversuche etwas ungenau kommen.

Der Kellner bringt die Karte. »Ich nehme das Gleiche wie die Lady da.«

»Sehr wohl, der Herr.«

»Sie mögen Leber?«

»Ich kann Leber nicht ausstehen.«

»Na dann, bon appétit!«

Dass ich mir eigentlich Austern und anschließend ein kleines Steak bestellt hatte, würde er schon noch früh genug sehen.

»Der Gruber war heute Abend nicht da?«

»Nö!«

»Gut so, denn bis die Ermittlungen abgeschlossen sind, hat er strengstes Tanzverbot. Wer weiß, was Sie sonst noch alles aus ihm herausleiern?«

»Na besten Dank. Jetzt, wo's der Gruber langsam drauf hat, lassen Sie mich dem Peter hinterherhechten. Wissen Sie eigentlich, was der für eine Schrittlänge hat?«

»Sie werden's mir bestimmt gleich sagen. Zuhören kommt eindeutig billiger als ein Abo vom *Neumarkter Echo*, wo eh alles von Ihnen drinsteht.«

Contenance, Otilie – zitiere ich insgeheim meine frühere Klavierlehrerin, um Herrn Breitner nicht auf der Stelle an den Kragen zu gehen.

»Na ja, allzu lange kann Herr Wulf nicht tot gewesen sein. Zumindest war die Leichenstarre noch nicht eingetreten. Und seine letzte Mahlzeit, seine allgemeine Verfassung, dürfte die öffentliche Meinung weniger interessieren. Seine Sekretärin meinte übrigens, dass ihr Chef sehr gesundheitsbewusst gelebt hat, Nichtraucher, Obst und Joghurt in der Mittagspause. Wohnhaft in Rockenbrunn, Kirchenvorstand, Single.

Also was hätt der Gruber da noch groß ausplaudern können, was ich nicht weiß?»

»Aha, bei der waren Sie also auch«, eher eine Feststellung als ein Vorwurf. »Und haben S' sonst noch was rausgefunden, was uns Deppen bei der Polizei weiterhelfen könnte?»

»Nichts, seine letzten Fälle waren auch nicht weiter spektakulär. Der übliche Kleinkram, den Lieschen Müller vor Gericht erwartet, da hat's ja Barbara Salesch spannender.«

»Fein gemacht, ein paar Minuten später, und Sie hätten Ihre Nase in nichts mehr reinstecken können. Mittlerweile sind alle Unterlagen unter Verschluss.«

Warum erfüllt sein Lob mich nicht mit Stolz?

»Trotzdem, eins würde mich dennoch brennend interessieren. Nicht, dass Sie mich davon überzeugt hätten, Unmögliches wahr zu machen. Aber wieso findet zwischen den Feiertagen ein Tanzkurs statt?»

»Schlussprobe vor unserem Auftritt.«

»Interessant, und wo soll der sein?»

Shit, das will ich ihm eigentlich gar nicht so genau sagen, könnt peinlich werden mit dem schrittgewaltigen Peter an meiner Seite. »Vorprogramm Silvesterball in der Röthenbacher Stadthalle, glaub kaum, dass Sie das kennen. Röthenbach an der Pegnitz«, wiegle ich ab.

»Klar, da bin ich aufgewachsen, da stamm ich her. Da ist selbst der Italiener ums Eck ein Türke, da hält man zusammen wie Pech und Schwefel, alle gegen einen.«

Meine Speisenauswahl scheint Herrn Breitner dann doch zu schmecken, und nach einer Flasche »gutem Roten« nennt er mich Otto, und ich sage kichernd Paul zu ihm.

Die Zeitung bringt meinen Bericht wieder in voller Länge. Wie erfreulich. Der rasende Reporter schätzt es nämlich ganz und gar nicht, wenn von der Redaktion eigenmächtig gekürzt wird. Zumindest ich sehe meine Artikel als Gesamtkunstwerke, auch wenn sie eigentlich keinen interessieren.

Nachmittags gegen vier Uhr mache ich mich auf den Weg zu Bertold Specht, dem Mandanten Wulfs mit den illegalen Prostituierten.

Den Berti kenne ich wirklich noch von der Schule, wir gingen damals auf das Leibniz-Gymnasium in Altdorf. Ich bis zum bitteren Ende, Berti hatte schon früher die Nase voll. Einen ordentlichen Beruf erlernt hat der meines bescheidenen Wissens nach nie. Berti war bereits als Schulbub mit allen Wassern gewaschen, seine steile Karriere führte schon damals auf direktem Weg nach unten. Aber er war kein schlechter Kerl, genau genommen hatten wir uns immer bestens verstanden.

Schummerlicht im angesagtesten diesbezüglichen Club der Stadt. Ein paar gelangweilte, übernächtigte Mädels vorm Tresen.

»Ist der Chef da?«

»Wer fragt?«, ein herziger Barmann unfreundlich, der Name Jacqueline prangt unübersehbar auf seinem tätowierten Oberarm.

»Sagen Sie einfach Otto Braun vom *Neumarkter Echo*. Ach was, lassen S' das Braun weg, der kennt mich nur unter Otto.«

Nachdenkliches Augenbrauenrunzeln bin ich gewohnt, wenn ich meinen Namen nenne, was Wunder, der Keeper ist da keine Ausnahme.

Nach einer Weile: »Zweite Tür dahinten links.«

Berti freut sich tatsächlich, mich zu sehen, er bietet mir gleich was »für die Nase« an. Ich nehme lieber ein stilles Wasser aus der Leitung, man hört ja so allerlei. Wir tauschen ein paar Erlebnisse aus unserer Schulzeit aus. So nach dem Motto: Kennst du den noch, was mag wohl aus dieser oder jenem geworden sein? Berti glänzt dabei mit Insiderwissen, vor allem von diesem und jenem, ich bin ganz Ohr.

»Da werd ich mir wohl einen neuen Anwalt suchen müssen. Schön blöd, so ein Tod, und das direkt an Weihnachten. Na

ja, gibt eh keinen passenden Tag, an dem man gerne abdankt. Da ist eigentlich der eine so gut wie der andere.«

Berti war mir schon immer tiefgründig erschienen.

»Du meinst also, dass du nichts damit zu tun hast?«

»Ja spinnst edz, Otto? Mein Geschäft und meine Leidenschaft sind die Weiber, das solltest eigentlich wissen. Irgendwann ruinieren die mich noch.«

»*Ich* hab dir aber nicht dein Herz gebrochen, Berti, *du* hast mich doch ständig versetzt.«

»Na ja, aber fast. Weil halt nichts lief mit dir, musste ich mich, der blanken Not gehorchend, anderweitig umsehen. Aber ich hab oft dabei an dich gedacht«, frech grinsen konnte der Kerl schon immer.

»Wichser«, ich schiebe ihm meinen Artikel zu, »da les, damit du im Bilde bist.«

»Weißt schon, Otto, dass das sehr emotional rüberkommt. Man könnte fast meinen, du warst dabei«, nach einer Lese-pause.

»Näher als ich konnte man doch gar nicht sein.«

»Nur sein Mörder, ist dir das schon mal in den Sinn gekommen? Du solltest vorsichtig sein.«

»Quatsch, ich erledige nur meinen Job.«

»Zumindest sperr deine Tür immer gut ab. Oder besser, ich leih dir Frank, einen meiner Türsteher. Der ist mir in der letzten Zeit eh etwas unaufmerksam geworden, eine kleine anderweitige Aufgabe würde ihn vielleicht wieder in die Spur bringen. Einkaufsstüten hinterherschleppen, beim Frisör warten, sich den Arsch abfrieren, um deine Haustür im Blick zu haben, so als Abschreckungsmaßnahme, auch für die anderen.«

»Berti, ich kann ganz gut auf mich alleine aufpassen, und dein verträumter Nachtwächter sollte es vielleicht mal mit einer ordentlichen Mütze Schlaf versuchen, um wieder in die Gänge zu kommen, statt in der Freizeit die Mucki-Bude zum Beben zu bringen.«

»Musst du selber wissen, Otto, ist nur ein Vorschlag. Übrigens, hier in der Szene kennt man mich unter Klopfer. Also, wenn's mal brennt und du Hilfe brauchst, ruf nach Klopfer. Eine Hand wäscht zwar die andere auch nicht mehr, aber du rührst mein gutes Herz. Hab ich mir übrigens selbst zugelegt, du weißt schon, klopfen ... Specht und so.« Eine eindeutig ordinäre Geste unterstreicht sein herzliches Grinsen.

»Alles klar, Hase, ich kann's mir merken.«

»Miststück!« und eine dicke Umarmung begleiten mich in den lausig kalten Dezembernachmittag.

Ob wohl Dr. Ars Wulf freie Kost und, mal vorsichtig ausgedrückt, Logis bei ihm genossen hatte? Zumindest darf ich Berti zitieren. »Schlechte Publicity ist besser als keine, und schau zu, dass der Name *Come-in* drin auftaucht.« Okay, aber dessen Adresse in der Kaiserstraße würde ich nicht preisgeben.

In nur knapp fünf Tagen vom Aushilfsschreiberling zum Polizeireporter und jetzt zum Rechercheur in der Zwischenwelt, meine Karriere – unaufhaltsamer geht es kaum. Otto, du immer Hintendran, bist grandios.

Die Schlussredaktion wartet – Deadline.

Vor allem dem Gelegenheitsraucher gehen immer die Zigaretten aus. Klar, der Kühlschrank annähernd voll, aber die Schachtel gähnend leer. Was bin ich doch perfekt.

Winterjacke an, Stiefel auch, um sieben Uhr abends Frau Braun auf dem Weg zur nächsten Tankstelle. Zigarettenschub, etwas kafkaesk, aber gemäß der Ereignisse irgendwie stimmig, find ich.

Warum ich mich verfolgt fühle? Berti eingedenk und meiner inneren Verunsicherung gemäß schließe ich ausnahmsweise meine Haustür ab.

Am Vortag hatte ich bei Patrizia Pepe in der Kaiserstraße ein Kleid im Schaufenster gesehen. Sogar ohne Kontaktlinsen

konnte ich auf dem Preisschild bereits überdeutlich MEINS lesen. Dem schrittgewaltigen Peter, zur Not auch dem Breitner, würde die Luft im Halse stecken bleiben. Frau weiß: Es gibt auch ein Leben jenseits der Jeans. Here we are, here we go, cha-cha-cha oder so ähnlich.

Ich mache ein paar tänzelnde Schritte vor dem Kleiderspiegel und sehe neben meinem mir bekannten Konterfei Bertis Barmann im *Café Lukas* auf der gegenüberliegenden Straßenseite verschwinden. Mikrokosmos Nürnberg, doch irgendwo ein Kaff. Mei, was kenne ich Gott und die Welt, berufsförderlicher geht es kaum. Ich hauche meinem gespiegelten Angesicht ein Küsschen zu.

Den Nachmittag und gesamten Abend verbringe ich auf meinem Sofa. Nebenjob, nicht Hauptberuf wohlgemerkt. Die *Bildzeitung* ruft auch nicht an, um mich abzuwerben. Gut, ich hätte auch die *Frankfurter Allgemeine* genommen, nur um aus der Nummer mit der Metropolregion Nürnberg herauszukommen. Herr Breitner kräht auch nicht nach mir. Wie heißt es so schön: aus den Augen, aus dem Sinn. Sinn muss her, ich darf meine frisch erworbenen Drähte zur Polizei schon berufsbedingt nicht abreißen lassen.

»Guten Morgen, Paul. Otto hier, gib't's was Neues?«

»Wir tun unsere Arbeit, falls du da drauf hinauswillst«, nicht unfreundlich. »Um drei geben wir eine Presseerklärung ab, wenn's dich interessiert. Aber ich kann dir jetzt schon verraten, dass du nichts Neues erfährst.«

»Gut, das ist die offizielle Seite, verstehe, aber so unter der Hand? Quasi streng vertraulich, wir haben immerhin den Heiligen Abend zusammen ...«

»Du machst mich nicht zum Vollidioten.«

»Ich dachte nur ...« hat er nicht mehr mitbekommen. Dauertuten kommt aus meiner Leitung.

Klar werde ich auf der Konferenz erscheinen, allein schon wegen der aktuellen Bilder.

Ein Anruf bei Berti: »Sag mal, lässt du mich beschatten?«

»Du meinst Frank? Gefeuert!«

»Und dein Barkeeper?«

»Welcher?«

»Ich sprech von dem mit der gestichelten Jacqueline auf dem Bizeps.«

»Der Reiber? Tausend Watt in jedem Arm und oben kein Licht. Der feiert krank, während bei mir der Laden brummt.«

Wer ist krank? Rein automatisch zünde ich mir eine Zigarette an, meine Hände zittern. Ich muss meine Gedanken ordnen, strukturieren und ... dringend mit Wulfs Sekretärin telefonieren.

Nach der Pressekonferenz stecke ich Paul einen Zettel zu.

Pünktlich um drei viertel acht klingelt das bestellte Taxi. Meine Füße tragen mich verlässlich nur an Schaufenstern in der Fußgängerzone vorbei oder berufsbedingt auf den Moritzberg. Ansonsten bevorzuge ich meinen Mini oder heute vorsichtshalber ein Taxi.

Paul Breitner erwartet mich bereits im *Da Claudio*. »Was sollen deine kryptischen Worte: ›Showdown zwanzig Uhr, Otto‹?«

»Erst mal hab ich Hunger, und ja danke, das Kleid steht mir ausgezeichnet, und sehr nett von dir, dass du uns den Täter präsentierst.«

Paul guckt etwas irritiert, fängt sich aber schnell wieder.

»Du meinst also im Ernst, du hast ihn?« Anstoßen mit Mineralwasser, sanfter Schmelz in der Stimme, warmer Griff nach meiner Hand. »Na dann schieß mal los«, leider eine klitzekleine Spur zu gönnerhaft.

»Der Reiber war's. Es passt nahezu alles. Er arbeitet bei Bertold Specht hinter der Bar. Berti, alias Klopfer, hat ein

Ermittlungsverfahren wegen Illegaler in seinem Schuppen am Hals und Reiber eins von seiner Frau Jacdiequeline: Gewalt und Nötigung. Ich hab's recherchiert. Ars Wulf hat sowohl Reiber als auch Specht vertreten. Steht alles in seinen Akten. Herr Wulf, der beruflich im Milieu agiert, und, wie ich von Berti weiß, den Spitznamen ›Die Bibel‹ trägt, da er oft und gern daraus zitiert, war dem Reiber als Angestelltem im *Come-in* somit hinlänglich bekannt und vertrauenswürdig genug, um in eigener Sache auf dessen exzellenten, uneingeschränkten juristischen Beistand zu hoffen. Und jetzt kommt's: Der feine Anwalt übernimmt zwar die Verteidigung, lässt aber unseren armen Reiber, zu dessen Ärger, unverhältnismäßig lange in U-Haft schmoren, während er ungestört mit Frau Reiber ein kleines Techtelmechtel beginnt. Laut Wulfs Sekretärin ließ der Gute nämlich wenig bis nichts anbrennen. Und da er nur ein einziges Mal mit ihr, der Sekretärin, ausgegangen ist, vermutet diese, ganz weibliche Intuition, dass es rein objektiv eine Neue geben müsse. Und als jene unter anderen Umständen banale Fleurop-Rechnung über ihren Schreibtisch flattert, hat sie Namen und Adresse buchstäblich schwarz auf weiß. Diese, sagen wir mal, amouröse Beziehung muss nun dem Reiber fatalerweise zu Ohren gekommen sein. Na ja, und da er sich bekanntlich nicht immer ganz unter Kontrolle hat, ging Herrn Wulfs letztes Mandantengespräch leider äußerst nachteilig für beide Parteien aus.«

»Aber warum die Kirchentür?«

»Blasphemie, verquere Doppelmoral, oder wie auch immer du es nennen willst. Braver Kirchenvorstand, fromme Bibelsprüche klopfen und gleichzeitig die Frau des Mandanten vögeln – da hat's dem Reiber halt gereicht. Eifersucht! Altes, klassisches Motiv. Übrigens sitzt dein Mörder draußen in der roten Schrottkarre auf der anderen Straßenseite und beobachtet mich, seit ich bei Berti Specht aufgeschlagen bin. Und ganz ehrlich, Paul, ständig einen Mörder an der Hacke, irgendwann wird's lästig. Und ich Obergranate hatte mich dem Reiber

nebst Profession auch noch persönlich vorgestellt. Kein Wunder, dass der mich verfolgt, um über meinen Informationsstand genauestens im Bilde zu sein.«

»Otto!«, dass es fast das halbe Lokal hört.

Dann hektisches Telefonieren.

Kurz darauf zerren zwei Streifenwagenbesatzungen einen völlig überraschten Herrn Reiber aus seinem Auto, während ich ein paar aktuelle Bilder schieße.

»Deinen Espresso kannst auch auf dem Dezernat trinken. Ich will morgen schließlich die Wahrheit in der Zeitung lesen.«

»Aye, aye, du bist der Boss.«

Dank

Der *ars vivendi verlag* bedankt sich sehr herzlich: bei den Teilnehmern am Wettbewerb um den 1. Fränkischen Krimipreis für die vielen spannenden Beiträge, bei der Jury für ihren großen Einsatz und bei den *Nürnberger Nachrichten* für die gute Zusammenarbeit.

Die Autoren

Ewald Arenz,

geboren 1965 in Nürnberg, wurde für sein literarisches Werk unter anderem mit dem Bayerischen Staatsförderpreis ausgezeichnet. Im *ars vivendi verlag* erschienen bisher seine erfolgreichen Romane *Der Teezauberer* (2002), *Die Erfindung des Gustav Lichtenberg* (2004), *Der Duft von Schokolade* (2007), *Ehrlich & Söhne* (2009), der historische Kriminalroman *Das Diamantenmädchen* (2011) sowie mehrere Bände mit humorvollen Kurzgeschichten. Nähere Infos auf www.ewald-arenz.de

Jan Beinßen,

1965 in Stadthagen geboren, arbeitet als Journalist und Autor in Nürnberg, wo er auch mit seiner Familie lebt. 1997 erschien sein Debütroman *Zwei Frauen gegen die Zeit*. Nach weiteren Publikationen eröffnete 2005 Dürers Mätresse im *ars vivendi verlag* die erfolgreiche Krimireihe rund um Paul Flemming. Es folgten 2006 *Sieben Zentimeter*, 2007 *Hausers Bruder*, 2008 *Die Meisterdiebe von Nürnberg*, 2009 *Herz aus Stahl* und 2010 *Das Phantom im Opernhaus*. Im Frühjahr 2012 ermittelt der Nürnberger Fotograf in seinem siebten Fall *Die Paten vom Knoblauchland*. Nähere Infos auf www.janbeinssen.de

Claudia Blendinger

wurde 1959 in Feucht geboren. Sie hat drei erwachsene Kinder und lebt in Altdorf. Nach dem Abitur am Leibniz-Gymnasium in Altdorf arbeitete sie viele Jahre in einer Firma, die Natursteine bearbeitet – zunächst als Sekretärin der Geschäftsleitung und von 2003 bis 2009 als Leiterin einer Verkaufsfiliale in Nürnberg. Ihr Wettbewerbsbeitrag für den 1. Fränkischen Krimipreis, *Leise tröpfelt das Blut*, ging als Sieger aus dem Online-Voting hervor und wurde damit zum Publikumslieb-
ling gekürt.

Veit Bronnenmeyer,

1973 in Kulmbach geboren und in Lauf aufgewachsen, absolvierte eine Ausbildung zum Schreiner und studierte Soziale Arbeit in Bamberg. Derzeit ist er als Projektmanager im Schul- und Bildungsreferat der Stadt Fürth tätig und schreibt regelmäßig für die *Fürther Freiheit*, eine literarische Rubrik der *Fürther Nachrichten*. 2009 erhielt der Autor den Agatha-Christie-Krimipreis für seinen Kurzkrimi *Eigenbemühungen*. Beim *ars vivendi verlag* erschienen bisher seine Kriminalromane *Russische Seelen* (2005), *Zerfall* (2007), *Stadtgrenze* (2009) und *Gesünder sterben* (2012) mit dem Ermittlerduo Albach und Müller. Nähere Infos auf www.veit-bronnenmeyer.de

Brigitte Bühler,

in Köln geboren, lebt seit 2005 in Boston, MA (USA). Sie ist promovierte Ethnologin und derzeit als freischaffende Autorin und Dozentin für deutsche Sprache und Literatur am Goethe-Institut tätig. Seit 2011 ist sie Mitglied des P.E.N. Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland. Ihr erster Kriminalroman *Tod in Bayreuth* erschien 2011.

Natascha Engel,

geboren 1970, wuchs im fränkischen Steigerwald auf und lebt in der Nähe von Nürnberg. Auch nach dem Studium der Sprach- und Literaturwissenschaft ist Sprache ihre Passion geblieben, sei es nun als leidenschaftliche (Krimi-)Leserin, bei der Arbeit als Lektorin und Werbetexterin oder beim Verfassen wissenschaftlicher wie literarischer Texte.

Sabine Fink,

geboren 1969 in Dortmund, lebte in Köln, Braunschweig und Hongkong. Die gelernte Informatikerin war einige Jahre in der Erwachsenenbildung tätig. Heute unterrichtet sie Kinder und arbeitet als freie Autorin in Mittelfranken. Neben einigen

Kurzgeschichten erschien im Jahr 2011 ihr erster Erlangen-Krimi *Kainszeichen*, weitere sind in Arbeit.

Peter Freudenberger

wurde 1960 in Aschaffenburg geboren, wo er heute auch mit seiner Frau und seinen drei Kindern lebt. 1988 wurde er Redaktionsleiter bei der Tageszeitung *Main-Echo* in der Außenstelle Miltenberg, 1997 Redaktionsleiter in Aschaffenburg. Seit dem Jahr 2007 ist er dort als leitender Redakteur beschäftigt.

Sein Kriminalroman *Stiller und die Tote im Bus* erschien 2008, gefolgt von *Stiller und die Finsternis* im Jahr 2009 und *Stiller und der Gartenzwerg* im Frühjahr 2012.

Tommie Goerz,

Jahrgang 1954, heißt im richtigen Leben Dr. Marius Kliesch. Er studierte Soziologie, Philosophie und Politische Wissenschaften, arbeitete 20 Jahre als Texter und Konzeptor bei einem der größten Agenturnetzwerke der Welt, hatte einen Lehrauftrag für Text und Konzeption an der Georg-Simon-Ohm-Universität Nürnberg und war in einer Unternehmensberatung tätig. Heute ist er Inhaber einer kleinen Agentur. Er gewann unter anderem den Bronzenen Löwen in Cannes (2007).

2010 erschien bei *ars vivendi* sein erster Kriminalroman *Schafkopf*. Auch im zweiten Band *Dunkles* (Frühjahr 2011) und dem dritten Fall *Leergut* (Herbst 2011) ermittelt wieder der Nürnberger Kommissar Friedo Behütuns. Der vierte Band *Auszeit* folgt im Herbst 2012. Nähere Infos auf www.tommie-goerz.de

Anne Hassel

lebt als freie Autorin in Miltenberg. Sie schrieb viele Jahre lang Kindergeschichten für Zeitungen und Verlage. Veröffentlicht wurden zwei Kinderbilderbücher und zwei Märchenbücher.

Neben Beiträgen in Sammelbänden erschien 2004 ihr erster Kriminalroman *Grünigers Tod*. Anne Hassel ist außerdem

Mitherausgeberin von vier Krimianthologien, Mitglied bei den Mörderischen Schwestern, im Syndikat und im Autorenverband Franken.

Thomas Kastura,

geboren 1966, lebt mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern in Bamberg, studierte Germanistik und Geschichte und arbeitet heute als Autor für den *Bayerischen Rundfunk*.

Seit 1998 veröffentlichte er zahlreiche Erzählungen, Jugendbücher und Kriminalromane, unter anderem *Der vierte Mörder* (2006; Platz 1 auf der KrimiWelt-Bestenliste) und zuletzt *Das geheime Kind* (2010), der dritte Band in der Reihe um Kommissar Klemens Raupach. Thomas Kastura ist außerdem Herausgeber der Krimianthologie *Tatort Garten* (2012, *ars vivendi*). Im Herbst 2012 erscheint bei *ars vivendi* ein Sammelband mit seinen Brandeisen & Küps-Geschichten.

Nähere Infos auf www.thomaskastura.de

Christian Klier,

1970 in Nürnberg geboren, lebte an verschiedenen Orten in Deutschland und in Frankreich. Nach einem Sprachenstudium ist er heute als Autor und Lehrer in Nürnberg tätig. Im Jahr 2010 erschien sein erster Kriminalroman *Klotz, der Tod und das Absurde*, im Frühjahr 2012 folgte *Klotz und der unbegabte Mörder*. Nähere Infos auf www.christian-klier.de

Tessa Korber

ist freie Autorin und wurde mit ihren historischen Romanen bekannt, schrieb aber auch sechs Stadtkrimis um die Nürnberger Kommissarin Jeannette Dürer. Bei *ars vivendi* erschienen bisher der Band *Das Leben ist mörderisch* mit zehn Kurzkrimis (2010) sowie ihr historischer Kriminalroman *Todesfalter* um Maria Sibylla Merian (2011).

Tessa Korber studierte Literatur und Geschichte, arbeitete als Buchhändlerin, Stadtführerin und Werbetexterin im

Großraum Nürnberg und lebt heute mit ihrer Familie in der Nähe von Erlangen. Sie ist Trägerin des Forchheimer Kulturpreises 2010. Nähere Infos auf www.tessa-korber.de

Dirk Kruse,

1964 in Geesthacht geboren, wuchs in Schleswig-Holstein auf. Nach einer Krankenpflegeausbildung studierte er in Erlangen Politikwissenschaft, Germanistik und Theaterwissenschaft. Seit 1995 arbeitet er als Literatur- und Theaterkritiker, Nachrichtenreporter und BR Klassik-Moderator für den *Bayerischen Rundfunk* in Nürnberg sowie als Rezitator und freier Moderator. Außerdem ist er Dozent für Literatur an der Hochschule Ansbach und Künstlerischer Leiter des Fränkischen Krimifestivals in Weißenburg.

Bei *ars vivendi* erschien 2008 mit *Tod im Augustinerhof* der erste Fall von Frank Beaufort, auf den 2009 mit *Requiem* der zweite folgte. Im Herbst 2012 ermittelt der fränkische Gentleman-Detektiv wieder: in *Tod im Botanischen Garten*. Nähere Infos auf www.dirkkruse.com

Killen McNeill

stammt aus Nordirland und wurde 1953 in Kilrea geboren. Er studierte Germanistik, war in den Jahren 1973/74 Austauschstudent in Erlangen und zog 1975 nach Franken. Seit 1976 arbeitet er als Fachlehrer für Englisch an der Haupt- bzw. Mittelschule Scheinfeld. Er ist verheiratet und lebt in Unterlaimbach.

Für den fränkischen Dialekt interessiert er sich seit seiner Studentenzeit, tritt im fränkischen Kabaretttrio *McNeills & Winkler* sowie in der fünfköpfigen fränkischen Band *Nauswärts* auf. 2002 erschien sein Roman *Trains & Boats & Planes* in englischer Originalfassung und deutscher Übersetzung (*Damals in Irland*). Da die Stoffe, die ihn inzwischen beschäftigen, deutsch-fränkischer Natur sind, beschloss er, auf Deutsch zu schreiben. Seine Kriminalgeschichte *Pfarrers Kinder, Müllers Vieh* wurde

als Siegergeschichte der Jury im Wettbewerb um den 1. Fränkischen Krimipreis ausgezeichnet.

Stefanie Mohr,

Jahrgang 1972, gelangte über ein Jurastudium in Erlangen und die Arbeit in einer Kanzlei schließlich zu den Sprachwissenschaften. Heute lebt sie als freiberufliche Fotografin und Autorin in Nürnberg. Seit 2005 hat sie mehrere Kriminalromane veröffentlicht, unter anderem *Die dunkle Seite des Sommers* (2010) und *Frauentormauer* (2011). Zuletzt erschien bei *ars vivendi* ihr Roman *Frühstück mit einer Fotografin*. Nähere Infos auf www.stefanie-mohr.de

Josef Rauch,

geboren 1968 in Eichstätt, studierte in Nürnberg und absolvierte eine Ausbildung in Fürth. Er wohnt mit Frau und Sohn im Landkreis Fürth und arbeitet im Klinikum Fürth. Josef Rauchs literarische Vorliebe gilt dem Privatdetektivroman. Sein eigener Schnüffler Philipp Marlein ist bisher in drei Romanen aufgetreten: in *Der Fall Urbas* (2007), in *Rickeracke – Ein Max-und-Moritz-Krimi* (2008) und im neuen Fürth-Krimi *Der tiefe Fall* (2011), in dem der Autor wieder auf den literarischen Spuren von Raymond Chandler und Jakob Wassermann wandelt.

Friederike Schmöe

wurde 1967 in Coburg geboren. Nach dem Studium der Germanistik und Romanistik promovierte und habilitierte sie sich. Neben ihrer Tätigkeit als Dozentin für Linguistik an den Universitäten in Bamberg und Saarbrücken schreibt sie seit 2000 Kriminalromane und Krimikurzgeschichten. Außerdem gibt sie Kreativitätskurse für Kinder und Erwachsene im In- und Ausland und veranstaltet Literaturevents, auf denen sie in Begleitung von Musikern aus ihren Werken liest. Außer an der Krimireihe um die Bamberger Privatdetektivin Katinka

Palfy arbeitet sie derzeit an einer Krimiserie um die Münchner Ghostwriterin Kea Laverde. Der 2009 erschienene erste Band wurde von *Brigitte* unter den »besten Taschenbüchern für den Urlaub« empfohlen.

Nähere Infos auf www.friederikeschmoe.de

Blanka Stipetić,

1967 im ehemaligen Jugoslawien geboren, wuchs in der Nähe von Stuttgart auf. Sie studierte Slawistik und Politik in Würzburg und war lange Zeit in der Erwachsenenbildung tätig.

Seit 2007 lebt sie mit ihrer Familie in Berlin und arbeitet als freie Autorin und Literaturübersetzerin. Sie ist Mitglied der Gruppe so-uebersetzen.net.

Gemeinsam mit Roman Rausch schrieb sie den Kommissar-Kilian-Krimi *Der Bastard* (2007). Unter dem Pseudonym Mila Wolf erschien außerdem im August 2010 ihr Roman *Schandfleck*.

Elmar Tannert,

1964 in München geboren, absolvierte ein Studium der Musikwissenschaft und Romanistik. Von 1991 bis 2003 war er in verschiedenen Berufen tätig, beispielsweise als Datentypist, Zeitungsverkäufer, Postbote und Tankwart. Ab 1994 erfolgten erste Veröffentlichungen seiner Kurzgeschichten. Seit 2003 arbeitet er als freier Schriftsteller sowie unter anderem beim *Bayerischen Rundfunk* und der *Abendzeitung Nürnberg*. 1999 erhielt er den Kulturförderpreis der Stadt Nürnberg wie auch des Freistaats Bayern und 2001 den Kulturförderpreis des Bezirks Mittelfranken.

Bei *ars vivendi* erschienen von ihm *Der Stadtvermesser* (1998), *Keine Nacht, kein Ort* (2002), *Ausgeliefert* (2005) und die beiden gemeinsam mit Petra Nacke verfassten Kriminalromane *Rache, Engel!* (2008) und *Blaulicht* (2010). Im Frühjahr 2012 erscheint der Roman *Der Mittagsmörder* aus der Feder des Autorenduos. Nähere Infos auf www.elmar-tannert.de

Originalausgabe

1. Auflage April 2012

© 2012 by ars vivendi verlag

GmbH & Co. KG, Cadolzburg

Alle Rechte vorbehalten

www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Felicitas Igel

Umschlaggestaltung: ars vivendi verlag,

unter Verwendung einer Illustration von Silke Klemt

Druck: fgb, Freiburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-118-4

Das Verbrechen in Franken hat viele Gesichter ...

Im Nürnberger Tiergarten wird der Direktor tot aufgefunden, begraben unter anderthalb Tonnen Pferd. Die gesamte Landtagsfraktion der bayerischen Regierungspartei fällt auf Kloster Banz einem heimtückischen Giftgasanschlag zum Opfer. Und ein Würzburger Kommissar muss sich fragen: Wohin ist die Frauenleiche verschwunden, die in der Nacht zuvor auf dem Parkplatz eines schwedischen Möbelhauses gesehen wurde?

Der dritte Band der beliebten *Tatort Franken*-Reihe versammelt 20 neue Kriminalgeschichten voller Spannung, Witz und schwarzem Humor.

Ewald Arenz · Jan Beinßen · Veit Bronnenmeyer · Brigitte Bühler · Natascha Engel · Sabine Fink · Peter Freudenberger · Tommie Goerz · Anne Hassel · Thomas Kastura · Christian Klier · Tessa Korber · Dirk Kruse · Stefanie Mohr · Josef Rauch · Friederike Schmöe · Blanka Stipetić · Elmar Tannert · die Gewinner des 1. Fränkischen Krimipreises: Killen McNeill · Claudia Blendinger

